

HERIBERT NIEDERSCHLAG · VALLENDAR

FRANZ REINISCH

Märtyrer der Treue zum Gewissen

Franz Reinisch hat als einziger katholischer Priester den Fahneid auf Hitler verweigert. Dafür wird er am 7. Juli 1942 zum Tode verurteilt und am 21. August 1942 durch das Fallbeil hingerichtet. Er lebte aus der Hoffnung, mit seiner Entscheidung «antizipierende Lösungen zu schaffen, d.h. Samenkorn zu sein, aus dem später der Baum mit seinen Früchten hervorwächst».¹

Wenige Stunden vor der Hinrichtung schreibt er an seine Eltern: «Ich bin Euch nahe und bleibe Euch nahe! Denn der Himmel und die Erde sind nicht weit voneinander entfernt! Wir haben ja den Himmel auf Erden, wenn wir in Gott, im Gnadenstand leben. Darum freut Euch, wenn Ihr diesen Brief in den Händen haltet. Dann wisset: Ich bin ewig glücklich!»²
«O Caritas, Caritas, Caritas! Gott ist die Liebe!»³

1. Weg

Franz Reinisch, am 1. Februar 1903 in Feldkirch-Levis (Vorarlberg/Österreich) geboren, stammt aus einer alten, stark christlich und kirchlich geprägten Tiroler Familie. Seinem Vater, einem promovierten Juristen, wie seiner Mutter bringt er bis zu seinem Tod großes Vertrauen entgegen. Seine Mutter schreibt ihm später, als Reinisch auf seine Hinrichtung wartet: «Franzl, bleib stark!». Am 29. Juni 1928 wird er in Innsbruck zum Priester geweiht und schließt sich schon ein halbes Jahr später der Gemeinschaft der Pallottiner an. 1933 lernt er die Schönstatt-Bewegung kennen. 1938 wird er nach Schönstatt versetzt. Hier trifft er die Entscheidung, den Fahneid zu verweigern. In unmittelbarer Nähe der Schönstattkapelle ist auch die Urne beigesetzt worden. Der Gründer der Schönstattbewegung, P. Josef Kentenich hat neben seinen Eltern die Entscheidung von P. Reinisch mitgetragen. Die

HERIBERT NIEDERSCHLAG SAC, geb. 1944, Prof. em. für Moralthologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar.

klare Erkenntnis von P. Franz Reinisch, dass die Ideologie des nationalsozialistischen Regimes mit dem christlichen Glauben unvereinbar ist, bringt ihn bald in Konflikt mit staatlichen Stellen. 1940 erhält er Redeverbot, worauf er im Untergrund weiterarbeitet. 1941, am 12. September, folgt der Bereitschaftsbefehl zur Wehrmacht, der ihn mit dem «Fahneneid» auf Hitler konfrontiert. Es dauert Monate, bis er sich zur Verweigerung durchgerungen hat: «Auf das deutsche Volk kann ich den Fahneneid leisten, auf einen Mann wie Hitler nie». Im Frühjahr 1942 werden die Jahrgänge 1900–1908 einberufen. Franz Reinisch erhält für Osterdienstag den Gestellungsbefehl. Am 20. April 1942 – an diesem Tag wird der «Führer» 54 Jahre alt – bekräftigt er seine Entscheidung, den Eid zu verweigern, und will sie verstanden wissen als Entscheidung für Christus. Am 8. Mai 1942 wird er in Berlin Tegel inhaftiert. Auf Anregung des Gefängnispfarrers Heinrich Kreuzberg schreibt er seine innere Entwicklung bis zur Vollstreckung des Todesurteils nieder.

Franz Reinisch hätte, anders als Edith Stein und auch anders als P. Maximilian Kolbe, sein Todesschicksal wenden können. Der katholische Kriegsgerichtsrat versucht bei seinem Verhör nach Reinischs Verhaftung mit allen Mitteln, das Leben des Priesters zu retten: «Mit diesem sinnlosen Opfer seines jungen Lebens könne er dem, was ihm heilig und wert erscheine, nicht nützen, dem Nationalsozialismus und seinem Treiben auch nicht ersichtlich schaden».⁴ Er gesteht ihm, dass er «selbst aus einem gut katholischen Bauernhause stamme, selbst einmal Priester werden wollte.» Nun sehe er sich zu einer Amtshandlung gezwungen, «was in den Augen meiner verstorbenen Mutter sich als eine Sünde ansehe».⁵ Der Kriegsgerichtsrat lässt nichts unversucht, um Franz Reinisch umzustimmen. Auch der katholische Feldbischof schaltet sich ein. Noch am 1. August 1942 lässt er ihm ausrichten, er bitte ihn «kniefällig», den Eid doch noch zu leisten.⁶ P. Reinisch wäre es offensichtlich bis wenige Wochen vor seiner Hinrichtung möglich gewesen, sein Leben zu retten. Er bleibt bei seinem Entschluss und nimmt seinen Tod in Kauf. Edith Stein war von Anfang an in einer tödlichen Falle, der sie, selbst wenn sie gewollt hätte, nicht entkommen konnte. Anders als P. Kolbe sieht Reinisch niemanden, für den er sein Leben opfert. Er muss sogar damit rechnen, dass seine Entscheidung auch den Katholiken und seinen pallottinischen Mitbrüdern schadet. Die Verweigerung des Fahneneides ist ein offener und öffentlicher Protest. Wird damit nicht der Gestapo ein willkommener Vorwand geliefert, noch energischer gegen katholische Priester und besonders gegen die Pallottiner vorzugehen und sie wie Freiwild zur Strecke zu bringen? Wenn Reinisch mit seiner Entscheidung rechthaben sollte, wie ist dann die Entscheidung all jener zu werten, die den Eid geleistet haben? Mag sein, dass viele sich der Problematik des Fahneneides gar nicht bewusst waren, andere sie sehr wohl spürten, aber die «tödliche» Konsequenz scheuten. Sicher aber ist, dass viele katholische Priester den an die Person Hitlers

gebundenen Fahneneid innerlich ablehnten, ihn aber in Kauf nahmen, um sich so die Möglichkeit offen zu halten, den Soldaten an der Front und später in der Gefangenschaft beizustehen. Als Sanitäter sind sie unter Lebensgefahr den verwundeten und sterbenden Soldaten beigesprungen und haben in den Seuchenbaracken der Gefangenenlager Hilfe geleistet.

Nicht lange nach der Machtergreifung der Nazis wurde der Fahneneid geändert. Seit dem 2. August 1934 galt folgende Eidesformel: «Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jeder Zeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.»

Franz Reinisch wäre Soldat geworden, wenn er nicht auf einen Verbrecher hätte den Fahneneid ablegen müssen. Diese Hürde kann und will er nicht überspringen. Sein Gewissen gebietet ihm die Verweigerung des Eides auf Hitler. Seine Freunde und die für ihn verantwortlichen Oberen bedrängen ihn. Sie wollen sein Leben retten und Schaden von den ihnen Anvertrauten abwenden. Es ist für Reinisch nicht leicht, sich zu entscheiden. Sollte er nicht doch auf seine Oberen hören und den Eid leisten? Die öffentliche Bekundung der Treuebereitschaft auf einen Verbrecher, die ausdrücklich religiöse Bestätigung des unbedingten Gehorsams durch einen Eid, in dem Gott als Zeuge für die Ernsthaftigkeit des Versprechens angerufen wird, ist dem juristisch geschulten Reinisch zutiefst zuwider. Noch in der Zeit nach seiner Verurteilung zum Tode macht sich P. Reinisch erneut Gedanken, ob seine Entscheidung richtig ist. «Ich weiß, dass viele Geistliche anders denken als ich; aber sooft ich auch mein Gewissen überprüfe, ich kann zu keinem anderen Urteil kommen. Und gegen mein Gewissen kann und will ich mit Gottes Gnade nicht handeln. Ich kann als Christ und Österreicher einem Mann wie Hitler niemals den Eid der Treue leisten. Denken Sie, was dieser Mann unserer Kirche und was er Österreich angetan hat. Einem solchen Menschen Treue geloben, das kann ich nicht [...] Es muss Menschen geben, die gegen den Missbrauch der Autorität protestieren; und ich fühle mich berufen zu diesem Protest.» Äußert sich in dieser eindeutigen und festen Ablehnung des Treueeides auf eine unrechtmäßige Autorität eine Stimme, die von Gott kommt und ihn unbedingt in Pflicht nimmt, oder hat ihn «das heiße Tirolerblut»⁷ in jene Sturheit hineingetrieben, die ihn taub macht für die Einreden seiner wohlmeinenden Freunde und Mitbrüder? Ist Reinischs Widerstand ein prophetischer Protest, motiviert von dem Wissen, dass man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen und dass die Seele nicht Schaden leiden dürfe, selbst wenn man die ganze Welt gewinne?

Der letzte Grund seiner Verweigerung ist nicht politischer, sondern religiöser Art. Er sieht sich vor die Alternative gestellt: Christ oder Nationalsozialist. Man kann nicht beides zugleich sein. Jedes Taktieren mit einem

«Sowohl – Als auch» wäre bereits ein Paktieren mit dem Unrechtsstaat. Mit prophetischer Sicherheit erkennt er den dämonischen Charakter des Hitlerregimes, den er persönlich mit dem Predigt- und Redeverbot im ganzen Deutschen Reich⁸ zu spüren bekam. Hier ist kein Kompromiss möglich! Darum darf der Christ nicht weniger eindeutig und radikal sein als der überzeugte Nationalsozialist. Vor dem Hintergrund der tödlichen Konfrontation Christentum – Nazi-Ideologie ist die unbeugsame Haltung Franz Reinischs zu verstehen. «Hier Christus – dort Belial.»⁹ Darum formulierte P. Reinisch als Ziel seines Ringens: «Ein lebendiger Protest gegen die antichristliche Macht des NS-Nationalbolschewismus [...] Ein lebendiges Bekenntnis für Christus!» Der Behauptung, es sei sinnlos, so leichtfertig sein Leben hinzuopfern, da er viel als Sanitäter für die Kameraden tun könnte, setzte er die Antwort entgegen: «Gott verlangt einmal von mir, diesen Weg zu gehen.» Es war für Reinisch nicht leicht, die einmal getroffene Entscheidung durchzuhalten. Die Angst vor dem Tod und der nagende Zweifel, ob er sich nicht doch anders hätte entscheiden sollen, machen ihm zu schaffen. Als er meint, sie endlich überwunden zu haben, sagt er dem Gefängnisparfänger: «Den Tod selbst fürchte ich nicht. Aber die Zeit vorher war schrecklich. Dieses innere Ringen mit Gott, ob ich auf dem richtigen Weg bin, das kann ich Ihnen gar nicht schildern [...] Es waren wirklich Ölbergstunden, die ich durchgemacht, diese Einsamkeit und Verlassenheit.»¹⁰

2. Vision

Dieser Weg ist ihm nicht leicht gefallen. Zwar fand er Verständnis und Ermutigung bei seinen Eltern und seinem geistlichen Berater P. Kentenich, aber die Stürme des Zeitgeistes wehten in eine andere Richtung. Es fehlte eine geeignete Vorbereitung, um der gegenwärtigen Herausforderung gewachsen zu sein. Kirche und Gesellschaft in Deutschland waren zu sehr auf die Vergangenheit orientiert. In dem Klima des totalitären Reglements wuchs zwar der Widerwille gegen das menschenverachtende Regime, aber er wuchs sich bis zum Jahr 1942 nur in seltenen Fällen zum Widerstand aus. Freimütig und nüchtern konstatiert Franz Reinisch, dass die Kirche in der Vergangenheit Fehler gemacht habe, indem sie die Originalität der Einzelnen zu wenig berücksichtigt hätte. Sie habe zu sehr von oben den Gleichschritt befohlen, die Uniformität favorisiert. Für die Zukunft erhofft sich Reinisch, dass die Einzelinitiative stärker zum Zuge käme. Er sehnt sich nach einer Kirche als Hort der Freiheit, in dem selbständige Persönlichkeiten ihren Lebensraum finden. Freiheit aber kann zu einer unerträglichen Last werden. Sie nimmt in Pflicht, das, was ich als gut und richtig erkenne, einzulösen, selbst wenn es mein Leben kosten sollte. Franz Rei-

nisch ist mit seiner Entscheidung auf sich gestellt, ohne auf die Ermutigung und Anerkennung von Seiten der Oberen hoffen zu können. Die Kraft zu seiner schweren Entscheidung erwächst aus seinem Vertrauen, von Gott selbst auf diesen Weg gerufen zu sein. Diese Überzeugung kann und will er nicht dadurch verraten, dass er seinen Oberen zu Willen ist. Dennoch: «Man steht nicht allein! Es wird mehr als früher, oft zum größten Kreuz der Vorgesetzten, das Geheimnis vom zwölfjährigen Knaben im Tempel eintreten, d.h., dass Gott einzelne ruft, ihnen eine persönliche Sendung anvertraut».¹¹ Reinisch erinnert an jene Szene, die das Lukasevangelium überliefert (2, 41–52). Der nach dem israelitischen Gesetz mit zwölf Jahren für volljährig erklärte Jesus trägt von nun selbst die Verantwortung für seine Entscheidungen, und nicht mehr Josef, der als sein Vater gilt. Jesus setzt ein für seine Eltern schmerzliches Zeichen: Ohne sie zu informieren, bleibt er einige Tage in Jerusalem. Wenn es auch nicht mehr seine Pflicht ist, seine Eltern als seine bisherigen Vorgesetzten um Erlaubnis zu fragen, so hätte eine kurze Information viel von der Angst nehmen können. Jesus unterlässt jeglichen Hinweis und entscheidet allein, ohne seine Eltern teilnehmen zu lassen. Er entschuldigt sich auch nicht, als Maria und Josef ihn nach langem und schmerzlichen Suchen endlich im Tempel finden. «Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?» (Lk 2, 49). Franz Reinisch erinnert an das eigenständige und für Josef wie für Maria unverständliche Verhalten des zwölfjährigen Jesus und setzt es in Analogie zu seiner Entscheidung. Auch er nimmt in Kauf, von seinen Obern nicht verstanden zu werden und riskiert den Konflikt. Mag er sich auch dem Vorwurf des Ungehorsams ihnen gegenüber aussetzen. Er glaubt, von Gott geführt zu sein, und ist überzeugt, dass er «im Gehorsam Gott gegenüber zum Wohl der Kirche und der PSM diesen einmal eingeschlagenen Weg zu Ende gehen muss».¹² Entschieden wehrt er sich gegen alles, was seine Entscheidung bedrohen könnte. Er will frei bleiben und sich nicht vorwerfen lassen, aus Angst oder Verzweiflung von dem einmal eingeschlagenen Weg abgelenkt zu sein. Weil fremder Einfluss hier Feigheit und Verzagtheit verursachen konnte, war «hochgradige Geistpflege»¹³ das Gebot der Stunde. Wenn Disziplin und Treue zum einmal getroffenen Entscheid in die Isolation der Gefängniszelle führten, musste das Unverständnis der Welt, die von Verschrobenheit, Starrsinn oder Chauvinismus reden mochte, eben ertragen werden. Nicht der Ruf, den man in seiner Umgebung hatte, sondern der eigene, innere galt. Auf die Frage, wer ihm den Weg der Eidesverweigerung gewiesen habe, antwortet Franz Reinisch mit dem Hinweis auf das Gewissen. Hier erfährt er eine Art Kompass, der ihn unabhängig von den Strömungen des Zeitgeistes und den möglichen inneren Ängsten in eine Richtung weist, die ihm einerseits Freiheit verheißt, ihn andererseits einfordert.

Die Not von Franz Reinisch verschärfte sich durch den Konflikt mit seinen zuständigen kirchlichen Oberen. Er hat sich mit dem Vorwurf des Ungehorsams intensiv auseinandergesetzt.¹⁴ Seinen Fall betrachtet er als «eine Überzeugungsangelegenheit, die außerhalb des Befehlsbereichs der Gesellschaft liegt. Ich betone: ich habe jeden Befehl, jede Versetzung, u[nd] mag sie noch so unangenehm gewesen sein, ausgeführt, um diesem Entscheid zu entgehen.»¹⁵ Mit allem Nachdruck betont Reinisch, dass der eingeschlagene Weg für ihn Gottes Wille sei. Was er an Schaden von der Gesellschaft habe abwenden können, habe er im Voraus zu beseitigen versucht. Darum liege die Verantwortung nur bei ihm. Im Spannungsfeld von Freiheit und kirchlicher Autorität tritt Reinisch entschieden für den Vorrang der freien Gewissensentscheidung ein.

3. Eröffnung des Seligsprechungsprozesses

Anfang der neunziger Jahre hat sich der Provinzial der Pallottiner an den Bischof von Augsburg, Josef Stimpfle, mit der Bitte gewandt, den Prozess der Seligsprechung in der Diözese Augsburg anzusiedeln. Reinisch gehörte der Süddeutschen Pallottinerprovinz an, die ihren Sitz in Friedberg bei Augsburg hatte. Bischof Josef Stimpfle hat dieser Bitte entsprochen. Bevor der Prozess eröffnet werden konnte, wurde Bischof Stimpfle emeritiert.

Der Nachfolger von Bischof Stimpfle, Bischof Viktor Josef Dammertz, hat die eingereichten Materialien von Experten überprüfen lassen und er kommt zu dem Schluss, dass die Unterlagen nicht ausreichten, «um das Seligsprechungsverfahren mit Aussicht auf Erfolg einzuleiten.» Die Bedenken in der gutachterlichen Stellungnahme des Augsburger Ordinariats halten jedoch weder einer historischen und theologischen noch einer kirchenrechtlichen Prüfung stand. Lediglich einige Vorwürfe seien kurz erwähnt und widerlegt:

Der Gutachter kann in dem vorgelegten Material keine Spur von heroischem Tugendgrad erkennen. Der Gefängnispfarrer von Berlin-Tegel, Heinrich Kreuzberg, der P. Reinisch in seinen letzten Monaten geistlich begleitet hat, bezeugt dagegen in seinem Buch «Franz Reinisch. Ein Martyrer unserer Zeit» auf beeindruckende Weise die «*excellencia vitae, operis et virtutum*».

P. Reinisch eckte wegen seiner konsequenten und gradlinigen Haltung immer wieder an. Aber seine Gefängnisaufzeichnungen sind ein beredtes Zeugnis seiner inneren Wandlung, seiner Glaubensstärke und seiner Ganzhingabe an Gottes Willen.

Ferner ist der Vorwurf, dass er dem religiösen Gehorsam in seinem Ordensleben nicht den ihm gebührenden Stellenwert gegeben habe, völlig

unberechtigt. Gerade seine Gefängnisaufzeichnungen belegen, dass er zu unterscheiden wusste, wo er den Obern zu gehorchen hat und wo es zu einem Konflikt kommen kann, nämlich dann, wenn der Obere eine Aufforderung erteilt, die mit dem Gewissen nicht zu vereinbaren ist. Franz Reinisch hat klar unterschieden zwischen dem Willen Gottes, der sich im Gewissensspruch bezeugt, und dem Willen des Vorgesetzten. Hier hat sich Franz Reinisch strikt an das Apostelwort gehalten: «Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen» (Apg 5, 29).

Der Vorwurf des Gutachters, Franz Reinisch sei ein österreichischer Nationalist, der unter dem Anschluss Österreichs an Deutschland sehr gelitten habe, ist umso schwerer zu verstehen als Reinisch die Verletzung des Völkerrechts und der anschließenden furchtbaren Verfolgung der Juden und Christen, die sich nicht gleichschalten ließen, auf das Schärfste verurteilte. Franz Reinisch hatte ein ausgeprägtes Rechtsempfinden. Er wehrte sich entschieden gegen jede Form von unrechter Gewalt.

Insgesamt vermag das Gutachten – insbesondere nach dem Seligsprechungsverfahren von Franz Jägerstätter – die Größe und Würde der Gewissensentscheidung nicht genügend zu würdigen. Reinischs Vorbildcharakter gegenüber einem an Erfolg und Gesundheit orientierten Lebensstil könnte die Bedeutung des Gewissens neu ins Bewusstsein rücken und auch die Proexistenz unseres christlichen Lebens. Franz Reinisch war überzeugt, dass die Hingabe seines Lebens in der innigen *Communio cum Christo et cum Deo trino* zum Segen wird und der Kirche in der Zukunft einen erneuernden Impuls gibt.

Darum kann das inzwischen eröffnete Seligsprechungsverfahren von neuem die Diskussion in Gang setzen, worauf es in unserem christlichen Leben eigentlich ankommt und was der christliche Glaube schenkt und fordert und was er hoffen lässt. Auch wenn der bisweilen reißende Strom der öffentlichen Meinung in eine falsche Richtung treibt, kann das gebildete Gewissen allen Stürmen zum Trotz gegensteuern und die an der Wahrheit orientierte Freiheit einlösen.¹⁶

ANMERKUNGEN

¹ Franz REINISCH, *Schlußbetrachtung zu seinem Handeln*, in: P. Klaus BRANTZEN (Hg.), *Pater Franz Reinisch. Märtyrer der Gewissenstreue*. Band 1: *Im Angesicht des Todes. Tagebuch aus dem Gefängnis*, Valendar-Schönstatt 1987, 98–102, hier: 102.

² Ebd., 148.

³ Ebd., 147.

⁴ Heinrich KREUTZBERG, *Franz Reinisch. Ein Märtyrer unserer Zeit*, Limburg ²1953, 78.

⁵ Ebd. 79.

⁶ BRANTZEN, Pater Franz Reinisch (s. Anm. 1), 111.

⁷ Aus einem Brief P. KENTENICHS an P. Reinisch, 14.7.1942, abgedruckt in: BRANTZEN, Pater Franz Reinisch (s. Anm. 1), 53.

⁸ Das Predigtverbot, das Franz Reinisch am 12.9.1940 erhielt, machte ihm die Übernahme einer Pfarrstelle unmöglich. Vgl. ebd., 22.

⁹ Ebd., 63.

¹⁰ KREUTZBERG, Franz Reinisch (s. Anm. 4), 97; vgl. hierzu Paul-Werner SCHEELE, *Zum Zeugnis berufen. Theologie des Martyriums*, Würzburg 2008, 226–231.

¹¹ Alle Zitate aus Franz Reinischs «Schlußbetrachtung zu seinem Handeln» vom 26.7.1942, in: BRANTZEN, Pater Franz Reinisch (s. Anm. 1), bes. 100–102.

¹² Ebd., 67.

¹³ Ebd., 102.

¹⁴ Ebd., 62–67; 99.

¹⁵ Ebd., 99.

¹⁶ Die Verehrung von Franz Reinisch begann ähnlich wie bei Franz Jägerstätter, der am 26. Oktober 2007 im Linzer Dom selig gesprochen wurde, verhalten. Zu viele ehemalige Soldaten fühlten sich von der Entscheidung Franz Reinischs ins Unrecht gesetzt und schwiegen. Erst in den achtziger Jahren breitete sich die Verehrung in weiten Teilen Europas und Südamerikas aus, besonders dort, wo die Gemeinschaft der Pallottiner und die weltweite Schönstatt-Bewegung ihre Zentren unterhalten. Franz Reinisch gehörte auch der Katholischen Studentenverbindung Leopoldina (Innsbruck) an. Darum wächst die Verehrung in den Verbindungen des österreichischen wie deutschen Cartell-Verbandes.